

Frau Midori, welches klassische Musikstück hat Sie als Kind berührt?

Meine Mutter spielte Geige, und somit war das die Musik, die mich von Anfang an umgab. Ich erinnere mich mehr an den Klang als an eine bestimmte Melodie. Immer wenn ich die Geige hörte, fühlte ich mich meiner Mutter nahe.

Als Sie mit zehn Jahren nach New York zogen, kamen alle Klassenkameraden in Japan zu Ihrer Abschiedsparty. Sie hatten das nicht erwartet.

Als Kind war ich sehr klein, schüchtern, hatte dicke Brillengläser und wurde ständig gehänselt. Also hielt ich mich von allen fern. Die meisten spielten damals Klavier, Geige war eher die Ausnahme. Ich war wirklich sehr gerührt, dass alle kamen.

Ihre Mutter ist eine sehr willensstarke Frau, die alles gemanagt hat.

Ja, das ist sie, aber meine Großmutter war noch energischer. Im November letzten Jahres ist sie verstorben, und bis zu ihrem letzten Tag hatte sie alles eisern im Griff. Sie war äußerst klug, las jeden Tag die Zeitung und hat immer alles im Kopf ausgerechnet. Das Einzige, was sie nicht konnte, war kochen. Meine Mutter hat ihre Kraft von ihr. Und ich ebenso.

In Ihrer Biografie schreiben Sie, dass Ihre Mutter Sie zum Üben angehalten hat, aber Sie selbst auch einen »inneren Aufpasser« hatten, der Sie antrieb.

Ja, ich denke, das ist Teil meiner Persönlichkeit. Ich habe ein extrem starkes Bedürfnis, das Beste zu geben und immer besser zu werden. Ich bin selten zufrieden. Das geht zwar manchmal an die Schmerzgrenze, aber ohne meinen Wachhund würde ich nicht da stehen, wo ich momentan bin.

Als Kind verspürten Sie oft Schuldgefühle und Ängste.

Ich hatte viele Ängste, manche mit realem Hintergrund wie die Angst, dass meine Mutter wegen Visaproblemen ausgewiesen würde. Und ich fühlte mich schuldig, weil eine Lücke klaffte zwischen meinem tatsächlichen Können und dem, wo ich hin-



Goto Midori,

44, die sich nur Midori nennt, stammt aus Japan. Die Geigerin schlug schon mit elf eine Weltkarriere ein und spielte unter der Leitung großer Dirigenten. 1994 bekam sie eine schwere Depression, setzte aber ihre Laufbahn fort

wollte. Ich war ein sehr angespanntes Kind, das alles zu ernst nahm.

Es überrascht mich, dass Sie vor Auftritten nie nervös waren.

Ich trat bereits mit drei Jahren auf, also bevor ich in der Lage war, mir darüber groß Gedanken zu machen. Es war ein ganz normaler Bestandteil meines Lebens. Meine Mutter hat nie ein großes Gewese darum gemacht.

Ihr Vater wollte Sie im Schlaf mit einem Messer töten. Das war am Tag Ihres Auftritts mit Zubin Mehta in New York.

Ich wachte rechtzeitig auf. Anscheinend hatte ich unbewusst ein Geräusch bemerkt. Ich kann mich jedoch nur noch vage daran erinnern. Noch lange später haben kleine Dinge dieses Trauma wieder getriggert, und ich wurde ganz starr vor Panik. Mein Vater wollte damals mit allen Mitteln verhindern, dass wir in New York blieben, er wusste, das würde zum Bruch der Ehe führen. Meine Mutter reichte dann die Scheidung ein.

In den Neunzigern wurden Sie wegen schwerer Depressionen behandelt.

Ich hatte Schlaf- und Essstörungen und war morgens beim Aufwachen am Boden zerstört, dass ich immer noch am Leben war. Aber begonnen hat das viel früher. Bereits als Kleinkind, noch bevor ich laufen konnte, hatte ich Probleme mit dem Essen. Deshalb war ich auch so ungewöhnlich klein. Manchmal aß ich nur zweimal die Woche.

Wie geht es Ihnen heute?

Momentan habe ich so viel zu tun, dass ich einfach aufstehe. Ich nehme das Leben, wie es kommt. Manches muss man erledigen, manches macht auch Freude. Es ist normal, dass man nicht immer glücklich ist. Nur Schönes allein macht nicht unbedingt ein gutes Leben aus. Aber ich hoffe, die klinischen Depressionen sind vorbei.

In Ihrem Buch schreiben Sie, das Studium der Psychologie und Genderforschung habe Sie gerettet.

Da galt es, Fristen einzuhalten, das gab mir eine Struktur vor, die mir auch in meiner Krise half. Aber was mich wirklich gerettet hat, war, zu lernen, das wertschätzen zu können, was ich bisher erreicht habe. Ich denke nicht mehr: Oh, ich habe dieses nicht, ich habe jenes verloren. Das wäre negativ. Ich denke positiv: Immerhin hatte ich das einmal. Das zu verinnerlichen hat mich gerettet.

Ihr ganzes Leben verbrachten Sie mit Ihrer Mutter. Vor acht Jahren verließen Sie sie dann und zogen nach Los Angeles.

Man hatte mir an der USC Thornton School of Music diese wunderbare Lehrstelle angeboten, da konnte ich nicht Nein sagen. Ich habe auch nicht das Gefühl, sie verlassen zu haben. Wir sind uns sehr nahe. Viele machen meiner Mutter Vorhaltungen. Aber ich habe ihr nichts vorzuwerfen.

Das Gespräch führte *Herlinde Koelbl*.

Die Fotografin gehört neben dem Psychologen Louis Lewitan, Evelyn Finger, Anna Kemper und Ijoma Mangold zu den Interviewern unserer Gesprächsreihe

Foto Herlinde Koelbl

IM NÄCHSTEN HEFT

Wo die meisten Deutschen in Teilzeit arbeiten, verrät die Deutschlandkarte.

Die Reggae-Legende Lee »Scratch« Perry träumt von einer Welt ohne Zigaretten